



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser
gesamtes Programm finden Sie unter www-klett-cotta.de

SUSANNE STAUN

THRILLER TROPEN

BLUT FROST



Aus dem Dänischen von
Günther Fraenielob

Tropen

www.tropen.de

Die Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel

»Hilsen Fra Rexville« bei Gyldendal, Dänemark

Published by arrangement with Nordin Agency, Sweden

© der Originalausgabe 2011 Susanne Staun

Für die deutsche Ausgabe

© 2013 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Umschlag: Herburg Weiland, München

Gesetzt von r&p digitale medien, Echterdingen

Gedruckt und gebunden von XXX

ISBN 978-3-608-50214-5

Mutterliebe ist kein unausweichliches Naturgesetz. Sie ist kein unentbehrlicher Bestandteil der menschlichen Existenz wie etwa das Atmen, da ganze Gesellschaften ohne Mutterliebe auskommen, was uns zwar entsetzlich bedünken mag, jedoch auch anzeigt, dass Liebe kein integrales Element des Menschengeschlechts ist.

Heinz Rudolph Schaffer, *Mütterliche Fürsorge in den ersten Lebensjahren*, 1978

ODENSE, NOVEMBER 2010

1

Ich dachte an T. S. Elliot, der den April einmal als den übelsten aller Monate beschrieben hatte, als ich mich im Dunkeln auf den Weg machte. Ob er jemals einen November erlebt hatte? Wenn die Tage gelb und braun werden, der Wind ständig heult, es mit jedem Tag kälter und kälter wird. Wenn die Vogelnester verwaist sind, die Bäume nackt und kahl. Wenn alles tot ist – und selbst das Herz schwer und grau.

Dieser November war schwerer und grauer als alle anderen zuvor, und er war nasser: Der Boden war schwammig und stank nach Verwesung. Pfützen schwappten auf den Bürgersteigen, und die klamme Luft war gesättigt von Feuchtigkeit. Die letzte Woche war grausam gewesen: Sturm mit Orkanböen und eine Regenmenge, die die Pools im Ärzteviertel mit ihren unzähligen Rohren und Leitungen ringsherum zum Bersten gebracht hatten. Die Platten hatten sich einfach hochgedrückt und waren geplatzt.

Oft war ich an dem großen Haus im Hunderupvej vorbeigegangen, in den die Straße, in der ich wohnte, mündete. Tagsüber hatte ich den gepflegten Garten nur aus den Augewinkeln betrachtet, ohne stehen zu bleiben. Ich wollte nicht bemerkt werden. Die Fenster des Hauses wirkten neu, und das hellrote Dreirad war immer sorgsam am Ende des Carports abgestellt. Auch der Abstand der Blumentöpfe auf der Treppe war exakt gleich. Manchmal, wenn ich Glück hatte, sah ich auch die kleine, blonde Frau, an anderen Tagen den nicht mehr ganz so jungen Mann mit den etwas zu langen grauen Haaren. Manche schlaflose Winterabende hatte ich damit verbracht,

am Rand dieses Grundstücks zu stehen und die schwarzen Scheiben anzustarren, in denen sich der Mond und die Sterne spiegelten oder der Flaggenmast im Vorgarten. Außer ihrer glänzenden Dunkelheit hatten diese Scheiben aber nichts Außergewöhnliches zu bieten. Heute war das anders. Es war 01.45 Uhr, und das Haus glich einem Raumschiff, ein riesiges, unnatürlich leuchtendes Etwas, das mitten im Ärzteviertel Odenses gelandet war, um all das Verborgene ans Licht zu befördern.

Hinter den Fenstern brannte die bläuliche, eiskalte Polybeleuchtung der Kriminaltechniker: Ich sah sie in ihren weißen Astronautenanzügen durch die hell erleuchtete Grotte schleichen und bildete mir einen Augenblick lang ein, sie schwebten. Ich hatte nur eine Stunde geschlafen, folglich konnte ich mir einbilden, was ich wollte.

Ich nickte den zwei Uniformierten zu, die vor dem Haus Wache schoben – ziemlich überflüssig, denn hier im Viertel ging man früh ins Bett, stand früh wieder auf und kümmerte sich ansonsten um seine eigenen Angelegenheiten.

»Gehen Sie nur rein, Dr. Krause«, sagte eine der dunklen, auffällig neutralen Gestalten und notierte sich mein Kommen in seinem Tatortbericht. Der andere reckte in diesem Moment seinen Hals, da er bemerkt hatte, dass hinter den blauen Transportern der Kriminaltechnik ein Auto gehalten hatte. Sicher wieder einer dieser Freelance-Fotografen, die den Polizeifunk abhörten und in der Hoffnung auf eine große Schlagzeile in Form eines Leichensacks, der in einem der besten Viertel der Stadt durch das Gartentor geschoben wurde, immer gleich zur Stelle waren.

Ich schlüpfte unter dem Absperrband hindurch und ging auf den makellosen, frisch gebeizten Carport zu, in dem Fleming, der Leiter der Kriminaltechnik, und Sidney Jensen, der leiten-

de Ermittler, standen. Neben dem metallicgrauen BMW der Familie war der Werkzeugtrolley der Kriminaltechnik geparkt. Der Ermittlungsleiter schien mit einem Journalisten zu telefonieren, denn er spulte die altbekannten Phrasen ab, dass er sich zu diesen Fragen jetzt noch nicht äußern könne, während er mir zunickte.

»Gut, dass es nicht auch noch regnet, Maria!«, sagte Flemming und warf mir als Gruß einen kurzen Blick zu, ehe er seine Oberlippe in einen Becher tauchte, aus dem heißer Dampf aufstieg. »Oh Gott, noch mehr Schreiberlinge.« Er sah zur Straße und schüttelte den Kopf. Ich zündete mir eine Cecil an.

»Aha, die kleine Frau Dr. Stille ist auch schon da?« Die Stimme kam von der Haustür, und als ich mich umdrehte, sah ich meinen Lieblingskriminaltechniker, den kleinen John, in der Tür stehen. Er winkte mir zu.

Dr. Stille? Was sollte das denn?

»Ja, okay, okay, dann legen wir los«, sagte Sidney und klappete das Telefon zu. Ich nahm einen Zug von meiner Zigarette und dann noch einen, ehe ich die Kippe zwischen den Fingern ausdrückte und in die Gesäßtasche meiner Jeans schob.

Wir streiften uns Overalls über, legten die Mundbinden an und gingen zum kleinen John, der wartete. Nachdem wir uns auch die Überschuhe über die Füße gezogen hatten, betraten wir schließlich den Tatort.

Der Boden des Flurs war mit Pappe ausgelegt worden. An ein paar Haken an der Wand hingen einige Mäntel und Jacken, flankiert von zwei goldgerahmten, signierten Lithografien von Lars Bo. Als ich ins Wohnzimmer ging, spürte ich, wie meine Pupillen sich in all dem Licht, das von den Männern in ihren weißen Overalls reflektiert wurde, zusammenzogen. Unwillkürlich musste ich blinzeln, marschierte aber standhaft den

Pappfad weiter, der eventuelle Spuren im Blut oder anderweitige Indizien bewahren sollte. Mögliche Finger- oder Sohlenabdrücke mussten sie bereits genommen haben.

Auf dem dunklen Holzboden mitten im Zimmer lag die Dame des Hauses. Sie trug einen schicken Pyjama aus weißer Seide. Auch sie war von Pappe eingerahmt. Ein schwarz gepunkteter Messerschaft, eindeutig der eines Globalmessers, ragte mitten aus ihrem hochschwangeren Bauch hervor – eine Szenerie, die geradezu das Wort »Ritualmord« schrie. Doch auch wenn die Plazierung des Messers durchaus Symbolwert hatte, war diese Schlussfolgerung etwas vorschnell. Ich stellte meine Tasche auf der Pappe ab und verschränkte die Arme vor der Brust. Es war nicht das erste Mal, dass ich eine tote schwangere Frau sah, aber das Gefühl der Widernatürlichkeit wurde deshalb nicht geringer. Abgesehen davon, dass alles an dieser Frau irgendwie widernatürlich wirkte.

Weiß gekleidete Männer hatten sich um die Tote geschart, darunter auch der kleine John, dem ich ein kurzes Lächeln zuwarf. Bei seinem Anblick musste ich immer irgendwie an Butter denken. Er war so weich wie Butter. Die Namen der anderen waren mir längst wieder entfallen.

»Was wissen wir?«, fragte ich und zog die Handschuhe an.

»Das hier ist ... Das war Eva Sommer«, sagte Flemming. »Ihr Mann war mit dem Hund draußen.« Er deutete mit dem Kopf in Richtung Straße. »Er hat uns gesagt, seine dreijährige Tochter habe derweil in seinem Bett geschlafen. Seine Frau war vor dem Fernseher eingenickt, bei irgendeiner Realityshow.« Flemming deutete in Richtung des Flachbildschirms und der Sofagruppe aus weißem Leder, die in der anderen Ecke des Wohnzimmers vor dem Panoramafenster standen. »Als er zurückkam, lag sie hier«, er zeigte auf die Tote, »und seine Tochter war wach und schrie wie am Spieß.«

»Wie lange ist er weg gewesen?«, fragte ich.

»Er sagte, Fido und er gehen jeden Abend die gleiche Runde, und die dauert etwa eine halbe Stunde.«

»Dann hat er euch ... wann angerufen?« Ich sah auf das Zifferblatt der Mahagonianduhr: 02.01 Uhr.

»Um fünf nach zehn.«

»Wo ist das Zimmer des Mädchens?«

Flemming zeigte in Richtung Flur, von dem aus eine Holztreppe nach oben führte. »Oben.«

»Der Täter muss Lärm gemacht haben. Oder hat die Kleine einen leichten Schlaf?«

Flemming schüttelte den Kopf. »Angeblich schläft sie wie ein Stein.«

»Hat ihr Mann ein Alibi?«

»Nein. Nach eigener Aussage hat ihn keiner gesehen, und er hat unterwegs auch mit niemandem gesprochen.« Fleming verdrehte die Augen. Dann schüttelte er den Kopf und zog die Mundwinkel nach unten. Die meisten Morde geschehen im Kreis der Familie. Fleming hatte bereits seinen Täter. »Außerdem wirkte er nicht sonderlich entsetzt.«

»Ihre Ehe war ...?«

»Etwas angespannt. Nicht zuletzt durch ihre Schwangerschaft.«

»Er leugnet die Tat aber?« Ich musste lächeln, etwas breiter als für die Situation angemessen.

Flemming nickte. Ich zog die Augenbrauen hoch. »Sagen Sie mal«, begann Fleming, »das ist doch die Frau aus diesem Gerichtsverfahren, in dem Sie als Zeugin ausgesagt haben?«

»Ja«, sagte ich und heftete meinen Blick auf eine Kamera, die auf dem Boden lag.

»Ihr habt die Bilder gemacht, die ihr braucht?«, fragte ich nach kurzem Schweigen.

»Ja ja, gehen Sie nur hin«, sagte der kleine John.

»Achter Monat? Neunter?«

»Der Geburtstermin wäre diese Woche gewesen«, sagte Sidney Jensen und sah dabei aus dem Fenster. Draußen auf der Straße waren jetzt noch weitere Scheinwerferlichter zu sehen. Die Nachricht schien sich verbreitet zu haben.

Ich kniete neben dem grotesk aufgeblasenen Bauch der Frau nieder. Das Messer steckte fast bis zum Schaft in ihrem Nabel. An der Klinge klebte geronnenes Blut.

»Hätte man sie nicht ins Krankenhaus fahren müssen? Vielleicht war das Kind ja noch am Leben?«

»Wir sind gemeinsam mit einem Rettungswagen gekommen«, sagte Flemming. »Aber ihr Mann ist ja selbst Arzt, und er hat gesagt, dass er vom Säugling keine Herztöne mehr wahrgenommen hat.« Er richtete seinen Blick auf den Bauch der Frau, und ich verkniff mir den Kommentar, dass sich Ehepartner eigentlich überhaupt nicht einmischen sollten. Egal, in welcher Form.

Ich holte mein Stethoskop aus der Tasche und suchte – natürlich vergebens – nach Herzgeräuschen. Die Mordwaffe sah aus wie ein Gemüsemesser mit einer relativ kleinen Klinge, die direkt durch den Nabel eingedrungen war. Der Säugling musste also nicht notwendigerweise getroffen worden sein. Bei der Mutter bestanden jedoch keine Zweifel. Der riesige Blutfleck auf ihrem weißen Pyjama ließ erkennen, dass ihr das Globalmesser, das jetzt aus ihrem Nabel ragte, zuerst ins Herz gerammt worden war. Die Frau war vermutlich durch ein Geräusch geweckt worden und hatte sich umgedreht. Als sie erkannt hatte, wer es war, war sie vermutlich aufgestanden. Irgendwelche Geräusche hatten dann das schlafende Mädchen im ersten Stock geweckt. Ob gekämpft worden war? Ob sie geschrien hatte? Andererseits schien sie sich nicht gewehrt zu

haben, denn die Messerstiche direkt ins Herz und durch den Nabel setzten voraus, dass sie still auf dem Rücken gelegen hatte. Ich drehte ihren Kopf zur Seite und fand getrocknetes Blut auf der Rückseite ihres Kopfes. Als ich weitertastete, stießen meine Fingerspitzen auf weiche, unscharfe Wundränder.

»Sie ist vermutlich zuerst mit einem stumpfen Gegenstand bewusstlos geschlagen worden«, sagte ich. »Das erklärt, wie der Täter so zentral zustechen konnte.«

Ich holte mein Digitalthermometer heraus, schaltete es ein, maß die Lufttemperatur und schob den Metallfühler dann in das linke Ohr des Opfers, bis ich auf Widerstand stieß. Ihr goldener Ohrclip fiel ab, als ich das Thermometer herauszog und konstatierte, dass die Frau in Anbetracht der ungewöhnlichen Wärme, die in dem Zimmer herrschte, vermutlich tatsächlich vor drei oder vier Stunden verstorben war.

»Ist ihr Mann jetzt auf dem Präsidium?«

Flemming nickte.

»Und das Kind und der Hund?«

»Beim Nachbarn.«

In dem grellen Licht wirkten Puder und Rouge der Frau wie eine Maske. Ihr rot angemalter Mund war leicht geöffnet, die Zähne viel zu weiß. Ich nahm zwei Pinzetten aus meiner Tasche, hockte mich hinter den Kopf der Frau und drehte mit der Pinzette vorsichtig das obere Augenlid um, sodass ich die Bindehaut sehen konnte. Sie war blass und ohne punktförmige Einblutungen – nicht, dass ich damit gerechnet hätte, welche zu finden. Ich schloss ihre halb offenen Augen, die von bläulichem Lidschatten und einem einzelnen Lidstrich umrahmt waren. Als ich ihre Hand nahm, sah ich, dass auf ihrer Handkante eine schwarze Spinne saß. Ich schrie auf und ließ die Hand erschrocken fallen. Erst da sah ich, dass es keine Spinne, sondern künstliche schwarze Wimpern waren.

»Was soll ich mit denen hier machen, John?« Ich hob die Wimpern auf und zeigte sie ihm.

»Was ist das?« Er beugte sich hinunter und inspizierte meinen Fund mit zusammengekniffenen Augen.

»Falsche Wimpern. Wie nennt man die Dinger eigentlich richtig? Und wohin damit?«

»Keine Ahnung, kleb sie ihr doch wieder an.«

»Nee, auf keinen Fall. Kannst du die nicht in irgendeine Tüte packen? Ach, egal.« Ich zog mit der linken Hand eine Tüte aus meiner Tasche, ließ die Wimpern hineinfallen und verschloss sie. »Nimm wenigstens die Tüte«, sagte ich und reichte sie dem kleinen John.

Ich schüttelte mich vor Unbehagen, untersuchte sie aber weiter hinter den Ohren und in der Mundhöhle. Doch auch dort waren keine Punktblutungen zu finden. Sie war weder erürgt noch erstickt worden, das war mehr als offensichtlich.

Noch einmal ließ ich meinen Blick über ihr Gesicht gleiten und musterte dann ihren Hals. Ein Muttermal mit einem einzelnen Haar, ein Goldkettchen, beginnende Orangenhaut.

»Alter?«

»Dreiundvierzig«, sagte einer der Anwesenden.

Keine weiteren Läsionen. Ich nahm ihren rechten Arm. Die Totenstarre setzte etwa eine Stunde nach Eintreten des Todes am Kiefer ein und breitete sich von dort über den ganzen Körper aus. Bereits jetzt war es schwierig, ihren Arm zu beugen. Ich untersuchte ihn auf eventuelle Abwehrverletzungen, fand aber keine. Beide Arme waren ohne jeden Kratzer. Sie waren auffällig haarlos und schimmerten irgendwie golden, vermutlich ein Selbstbräuner, wobei ich mich mit so etwas nicht auskannte. Andererseits war natürlich auch mir die seltsam gelbliche Haut jener Realitysternchen aufgefallen, die man immer und überall im Fernsehen sah.

»Sollen wir sie hier entkleiden?« Der kleine John sah mich fragend an.

»Wenn du dich lächerlich machen willst und dazu noch einen gewaltigen Anschiss bekommen möchtest, bitte«, antwortete ich, musste ihn dabei aber anlächeln.

»Und was ist mit dem Messer, müssen wir das nicht herausziehen?«

»Nein, verdammt, außer du legst es wirklich darauf an, deinen Job zu verlieren. Es ist saumäßig schwierig, hinterher den Stichkanal sauber zu rekonstruieren.«

»Ja, nur wie kriegen wir sie so in den Leichensack?«

»Stülpe eine Tüte über den Messerschaft, wir schneiden dann ein Loch in den Leichensack.«

»Woher soll ich das denn wissen?«, fragte er etwas säuerlich. So lange war der kleine John noch nicht dabei.

»Ist das ein Küchenmesser? Für Gemüse? Von der Größe her käme das in etwa hin«, sagte er und sicherte den Schaft mit einer Plastiktüte. Niemand antwortete ihm. Einige zuckten mit den Schultern. Ich hatte keine Ahnung.

»Gehört das Messer hier ins Haus, oder hat es der Täter mitgebracht?«, fragte ich.

»In der Poggenpohlküche fehlt das zweitkleinste des ansonsten kompletten Globalmesser-Sets.« Der kleine John lächelte breit und zog die Augenbrauen hoch. Er selbst hatte anscheinend weder Poggenpohlküche noch Globalmesser-Set.

»Und wie ist der Täter ins Haus gekommen?«, fragte ich. Die Tote wirkte sehr anrührend, beinahe kindlich in ihrem weißen Seidenpyjama. Er war frisch gewaschen und gebügelt und hatte vorne eine funkelnde Reihe kleiner, feiner Perlmutterknöpfe. Nackte Füße mit hellrotem Nagellack ragten unten aus den Hosenbeinen hervor.

»Ihr Mann sagte, die Tür sei nicht abgeschlossen gewesen.

Er schlosse nie ab, wenn er mit dem Hund Gassi ginge. Er meinte, das sei in diesem Viertel nicht nötig.«

Es war unerträglich warm im Zimmer, und der Schweiß rann mir von Achselhöhlen und Stirn.

»Dann hätte also jeder hier hereinkommen können?«

»Ja.«

Ein Schweißtropfen hatte sich seinen Weg über meine Stirn gebahnt und hing jetzt kitzelnd an meiner Augenbraue. Ich wischte ihn mit dem Ärmel weg.

»Sag mal, schwitze nur ich so, oder ist das hier wirklich so heiß?«

»Tja, Krause. Wie alt bist du jetzt noch mal?« Er sah mich anklagend an. Ich erwiderte seinen Blick, bis er plötzlich grinsen musste.

»War nur Spaß. Nee, es ist wirklich heiß hier.«

Der kleine John drehte die Tote auf die Seite und entblößte ihre Haut, sodass ich nach Leichenflecken Ausschau halten konnte, anhand derer ich bestimmen konnte, ob sie bewegt worden war. Das war hier allerdings nicht der Fall. Die Leichenflecken waren überall auf der Rückseite der Beine und am unteren Teil des Rückens, der nicht auf einer harten Unterlage gelegen hatte, zu erkennen. Ich drückte auf die dunklen Stellen, und sie wurden blass.

»Auch am Rücken sind keine Läsionen. Leg sie ruhig wieder hin.« Der kleine John drehte sie vorsichtig auf den Rücken.

»Es deutet nichts darauf hin, dass sie nach Eintreten des Todes noch einmal bewegt worden ist«, sagte ich, lehnte mich zurück und stützte mich mit einer Hand ab. In diesem Moment bemerkte ich etwas Spitzes unter meinen Fingern. Es war ein kleiner Perlmutterstecker. Ich verdeckte ihn mit der Hand, und als sich auf eine Frage eines der Techniker im Flur alle kurzzeitig umdrehten, schnappte ich mir den Ohrstecker und

steckte ihn in meinen Mund. Mit der Zunge schob ich ihn nach oben zwischen Zahnfleisch und Oberkiefer, wo ich auch immer mein Kaugummi zwischenlagerte, wenn gerade kein Mülleimer in der Nähe war.

Der kleine John breitete neben ihr am Boden einen Leichensack aus, und ich widmete mich der Vorderseite der Frau. »Auch da sind keine Läsionen zu erkennen«, sagte ich schließlich. Er sah mich fragend an.

»Sollen wir sie in den Sack legen?«

Ich nickte, schloss meine Tasche und ging auf den Flur. Dann warf ich einen Blick nach oben und fragte mich, was für ein Leben sich in diesem Haus abgespielt hatte. Ich steckte meine Hand in den Overall bis nach hinten zu meiner Gesäßtasche, in der meine Zigarette steckte.

»Hier drinnen wird aber nicht geraucht«, sagte Flemming neben mir und wedelte nervös mit der Hand herum.

»Natürlich nicht, das hatte ich auch nicht vor.«

»Ach nein?«

»Sie muss seit drei oder vier Stunden tot sein, das heißt, dass sie mit großer Wahrscheinlichkeit ermordet worden ist, als ihr Mann mit dem Hund außer Haus gewesen sein will. Der Täter hat sie durch einen Schlag mit einem stumpfen Gegenstand betäubt und dann zweimal auf sie eingestochen, ins Herz und in ihren Bauch. Aber das haben Sie ja mitbekommen.« Ich lächelte ihn an. »Ich gehe jetzt raus und rauche meine Zigarette. Und dann gehe ich nach Hause. Mein Gott, ist das warm hier.«

Draußen auf dem Flur blieb ich noch einen Moment stehen und sah mir die eingerahmten Lithografien an.

»Yo!« Der kleine John steckte seinen Kopf in den Flur.

»Kannst du noch kurz eine Identifikationskarte schreiben, bevor du gehst? Wir müssen ihr doch was an die Zehen hängen. Und wann passt es der gnädigen stellvertretenden Rechtsmedi-

zinerin, unser Opfer zu obduzieren? Typisch Raucher – schwitzen, fluchen und die Hälfte vergessen.«

Ich drehte mich um und ging wortlos zurück ins Wohnzimmer.

»Es gibt eigentlich doch kaum einen Zweifel, wer der Täter ist«, hörte ich Flemming sagen und schob den Ohrstecker mit der Zungenspitze wieder ganz nach oben.

Als ich schließlich fertig war, spürte ich mehr als deutlich, dass ich in dieser Nacht kaum geschlafen und viel zu viel von dem billigen argentinischen Rotwein getrunken hatte. Ich hastete durch den immer stärker werdenden Regen nach Hause und kroch, ohne mich vorher ausziehen, ins Bett. Den Ohrstecker legte ich in mein Brillenetui. Das Ganze hätte ziemlich in die Hose gehen können.

Ich schlief sofort ein und träumte. Da waren Gestalten, die gebückt durch die Nacht liefen, in einem dunklen Haus herumschlichen und glänzende Gefäße durch offene Fenster in den Garten ausleerten. Durch die Fenster drang kalte, feuchte Luft herein. Ich hörte, wie die Flüssigkeit auf den Boden klatschte und von dort ins Gras spritzte, während der Regen leise und rhythmisch vom Himmel fiel. Ich ging in die Küche, wo ein Tisch stand, auf dem gehäutete Kaninchen lagen, nebeneinander aufgereiht wie glänzende Föten, jedes von ihnen mit einem Globalmesser erstochen. Das kleinste der Kaninchen begann wie ein Baby zu weinen und steckte die anderen an, sodass bald darauf zehn bis zwölf gehäutete Kaninchen herzerreißend heulten. Ich stolperte rücklings aus der Küche und stieß gegen eine der dunklen nächtlichen Gestalten. Als ich mich umdrehte, sah ich, dass es der kleine John war. Er trug einen rabenschwarzen Overall, hatte leuchtend gelbe Augen und umfasste seinen Bauch, der grotesk aufgeblasen war. Der

Nabel drückte sich wie ein obszöner Schnuller aus der Haut heraus. John reichte mir ein riesiges Globalmesser und sagte, ich solle keine Angst haben, schließlich sei es nur ein Traum. Ich nahm ihm das Messer ab, hob es langsam an und stieß es ihm dann mit einem Schrei in den Nabel. Fruchtwasser schoss heraus, spülte mit wahnsinniger Kraft durch die Küche, ergoss sich über den kleinen John, platschte über mich hinweg, bis wir beide klitschnass waren und die Kleider kalt an unserer Haut klebten. Johns Bauch war wieder flach geworden, übersät von Falten und Runzeln. Er sah aus wie eine riesige, uralte und aufgerissene Fotze. In diesem Moment schrak ich aus dem Schlaf hoch, setzte mich auf und sah auf die Uhr: Ich hatte anderthalb Stunden geschlafen und sollte um zehn obduzieren. Aber okay, ich war hellwach.

ODENSE, MÄRZ – APRIL 2010

2

Für März war es kalt. Verdammt kalt. Und es schneite ohne Unterlass. Als ich mich endlich auf den Heimweg machte, hatte der lästige Wind mein Fenster fast komplett mit dunkelgrauem Schneematsch bedeckt. Immer wieder hatte ich den Feierabend aufgeschoben, und als ich endlich mit mehreren Kleiderschichten bewaffnet auf den Flur trat, bot sich mir ein Anblick, bei dem ich ganz einfach lächeln musste. Dicht neben dem Eingang, mit dem Rücken zu mir gewandt, stand meine Freundin Nkem. Allein der Anblick dieser kleinen schwarzen Frau mit Strickmütze und Fäustlingen amüsierte mich, aber damit nicht genug, sie schien schon einen steifen Hals davon bekommen zu haben, immer wieder nickend zu dem großgewachsenen rechtsmedizinischen Leiter Bonde Madsen aufzuschauen und dabei Millimeter um Millimeter in Richtung Wand zurückzuweichen, wobei er den Abstand beständig verkleinerte. Normalerweise empfand ich Nkem nicht als »klein«. Sie war größer als ich und bedeutend breiter, doch diese klassische Jagdszene ließ sie irgendwie zusammenschrumpfen und wie ein verängstigtes kleines Kaninchen wirken, das von seinem gewaltigen Kaninchenvater gnadenlos in eine Ecke gedrängt worden war. Was für ein Stillleben, dachte ich, verbat mir jedoch das Lächeln, schließlich musste sie gerettet werden.

Die Libido des leitenden Rechtsmediziners war ebenso bekannt wie grenzenlos und hatte sich bereits wie eine wärmesuchende Missile auf mich gerichtet. Wie schwierig es war, einen Chef zu haben, der immer wieder versuchte, sein Glied in eine etwas widerwillige Untergebene zu mogeln, hatte ich im Som-

mer deutlich zu spüren bekommen. Trotzdem hatten Bonde Madsen und ich seither eine Umgangsform gefunden, die eine ziemlich reibungslose Zusammenarbeit ermöglichte. Hin und wieder kam eine säuerliche Bemerkung von ihm, da er es nie ganz akzeptiert hatte, von mir abgewiesen worden zu sein, als er mich im Schlaf zu besteigen versucht hatte.

Gerade jetzt bemerkten seine Sensoren mein Kommen, und für den Bruchteil einer Sekunde sah er aus wie ein kaltblütiger Mörder. Mir entging das nicht, ich konnte aber nicht lokalisieren, welcher Teil seines Körpers dieses mörderische Signal ausandte. Das Unbehagen über meine Anwesenheit, die seine in Gang gesetzte Romanze zerstören würde, stand ihm ins Gesicht geschrieben, das war deutlich zu erkennen, je näher ich kam. Er hatte erst seit kurzem einen neuen Gesichtsausdruck, der mir mehr und mehr auf den Geist ging und der folgende Botschaft vermitteln sollte: *Nicht wirklich. Ich bin nicht wirklich müde. Das kann man so nicht wirklich sagen. Es ist nicht wirklich die Rede davon ... Ach nein?*, antwortete ich immer darauf, ich konnte es mir einfach nicht verkneifen, irgendeinen dummen Kommentar loszulassen. Irgendwie hatte ich da einen Schaden, denn solche Kleinigkeiten fielen mir wirklich immer auf. Warum war mir das nicht egal? In der letzten Woche hatte er mich mit dem Wort »homosexuell« regelrecht in den Wahnsinn getrieben, und das bloß wegen seiner Betonung: »homo« mit extrem rundem »o« und »sexuell« erst nach einer langen Pause. Bestimmt die pathogenste Aussprache, die ich für ein derart normales Wort jemals gehört hatte. Und das alles bloß, weil ihm aufgefallen war, dass einer der Sanitäter lackierte Fingernägel hatte.

»Jeder lackiert sich doch mal die Nägel«, hatte ich ohne jeden Beleg behauptet. »Sie sind wohl einfach nicht mehr auf der Höhe der Zeit.« Es machte mir eine sadistische Freude, ihn

immer wieder damit zu piesacken, dass er nicht mehr auf der Höhe der Zeit war: weder sprachlich noch sexuell oder ganz allgemein, und dass er vermutlich der letzte Überlebende auf diesem Planeten war, der sich noch ans Bücherregal in der Bibliothek stellte und leise flüsternd ein Gedicht von Emil Aarestrup aufsagte, das er als Kind hatte auswendig lernen müssen und das ihm seither nicht mehr aus dem Kopf gegangen war.

»Verdammt, Krause!« Bonde Madsen hatte beide Hände auf seine Hüften gestemmt und sah mich mit unverhohlenem Zorn an. »Weg mit der Kippe, hier drinnen wird nicht geraucht!«

»Kommen Sie schon!«, sagte ich durch zusammengepresste Lippen, damit meine Cecil nicht auf den Teppichboden fiel. »Es sind doch längst alle gegangen.« Madsen wollte noch irgendetwas hinzufügen, möglichst altklug und zurechtweisend, aber ich heftete meinen Blick stattdessen auf Nkem.

»Soll ich dich mit nach Hause nehmen?«, fragte ich und trat so dicht an die beiden heran, dass ich mich im Weiß ihrer Augen spiegeln konnte und ihren angsterfüllten Talkumduft roch.

Sie sprang mir fast auf den Schoß, begleitet von einem aus tiefster Seele kommenden »Oh, danke, ich dachte, du wärst längst weg, *me*. Mein Fahrrad hat einen Platten, also hätte ich jetzt nach Hause laufen müssen. Das würde mir zwar auch nicht schaden, aber ...« Sie redete ungewöhnlich schnell und ihre Stimme klang viel zu hoch. Mit großen, erleichterten Augen sah sie Madsen an und knetete eine weiche Plastiktüte in den Händen. »Na, dann, machen Sie's gut.«

»Worüber habt ihr denn geredet?«, fragte ich und hielt ihr die Außentür mit dem Fuß auf. Durch zwei Schichten Glas sah ich, wie Bonde Madsen uns hinterherblickte. Er hatte seine Hände in die Taschen geschoben und sah verärgert aus. Ich hatte seine Balz durchkreuzt, war ihm wieder in die Quere gekommen.

Der Himmel über dem Parkplatz war schiefergrau, der Frost zupfte mit kleinen, spitzen Zähnen an der Haut, und der Asphalt glänzte nass und glatt.

»Basiswissen.« Sie grinste und warf mir einen Blick voll gespielter Überraschung zu.

»Er hat mich gefragt, angeblich *weil er sich gerade nicht erinnern konnte*«, sie lachte, »ob Moleküle aus einem oder mehreren Atomen bestehen oder ob sich Atome aus mehreren Molekülen zusammensetzen. Seine Fragen werden immer konstruierter, der muss mich wirklich für blöd halten. Zuletzt hatte er etwas über Ionen wissen wollen. Alles Sachen, die er ganz genau weiß – und das schon seit der Schule. Er scheint wirklich keinen Schimmer davon zu haben, wie man mit einer großen, schwarzen Negerin zu reden hat. *A bigg blag negroo!* Sonst hätte er mich doch wohl wie jede andere Frau behandelt. *Oyinbo! Don't shit hot shit here!* Gott, ich bin so müde!« Nachdem sie sich abregiert hatte, wurde ihre Stimme zunehmend tiefer, bis sie wieder normal klang, und bei den Worten *soooo tireddd* erkannte ich sie wieder.

Nkem hatte an der Universität Edinburgh in Chemie promoviert, war aber mit Nigeria-Englisch aufgewachsen. Mit mir sprach sie fast nie Dänisch, weil sie *ibrer erschöpften Zunge mal eine Pause gönnen musste*, wie sie das nannte.

»Vielleicht ist er einfach nur schüchtern«, schlug ich vor und musste selbst lachen. Sie warf mir einen vielsagenden Blick zu, als ich meine Cecil mit dem Fuß am Boden ausdrückte.

Wir stiegen ins Auto, und sie fuhr fort: »Wenn du nicht gekommen wärst, hätte er sich bestimmt aufgedrängt, mich nach Hause fahren zu dürfen, und dann wären die Peinlichkeiten erst richtig losgegangen. Kommst du noch mit hoch auf eine Tasse Tee, wenn wir da sind?« *Gedd boome*. Ihre Stimme war jetzt tief unten in ihrem Bauch und schnurrte wie eine Katze.

Sie wohnte im Block neben mir. Es war im höchsten Maße praktisch, seine Reißleine, seine beste Freundin, sein einziges wirkliches Publikum so dicht bei sich zu haben. »Wenn ich statt Tee auch ein Glas Wasser bekommen kann? Aber nicht lang, ich habe die letzte Nacht kaum geschlafen.« Ich hatte wieder eine meiner schlaflosen Perioden oder genauer: Eigentlich schlief ich immer schlecht, aber momentan war es schlimmer als sonst. Ich quälte mich jetzt schon seit Monaten und war die meiste Zeit des Tages todmüde.

»Fühl dich doch einfach geschmeichelt, dass er so interessiert an dir ist und dich attraktiv findet«, versuchte ich, ihr einzureden.

»Bist du dir eigentlich im Klaren darüber, wen der alles attraktiv findet?«, schnaubte sie.

»Wie meinst du das?«

»Ich habe mal einen Blick in seinen Computer geworfen ...«

»Nicht schon wieder«, platzte ich heraus und trat hart auf die Bremse, als ich mich im letzten Moment entschloss, doch nicht bei Rot zu fahren. Ihre Angewohnheit, immer die Computer, Schubladen und Taschen ihrer Mitmenschen zu durchwühlen, war ziemlich provozierend. Sie ignorierte mich. »Ich sage dir, seine Wollust kennt echt keine Grenzen, und wählerisch ist er auch nicht.«

»Ich will das gar nicht hören. Hör damit auf! Kümmere dich doch um deine Sachen. Was du da treibst, ist echt pervers.« Sie zuckte mit den Schultern. »Ich halte mich nur auf dem Laufenden. In deine seltsamen Sachen mische ich mich ja auch nicht ein.«

Ich parkte den Wagen vor unserem Häuserblock und sah sie etwas ratlos an, als ich den Schlüssel umdrehte und aus dem Schloss zog. Wenn sich irgendjemand in mein seltsames Tun einmischte, dann sie. Andererseits durfte sie das ruhig tun. Sie

war die Einzige, die in meinem Leben willkommen war. Sie war Rechtschemikerin, und wir waren befreundet, seit wir einmal auf dem Gang des Rechtsmedizinischen Instituts in Kopenhagen ineinandergelaufen waren. Ich war ihr nach Odense gefolgt, weil ich einfach nicht ohne sie leben konnte.

»Also, wir müssen uns bald um deine Wohnung kümmern, *me*«, sagte sie, als sie ausstieg.

»Um meine Wohnung?«

»Ja, deine Möbel auspacken. Du kannst nicht ewig so wohnen. Das ist nicht gut für dich. Du musst hier ankommen, endlich wirklich einziehen, dich hier niederlassen. Mit ganzer Seele.«

»Hast du nicht gesagt, dass du dich nicht in meine Sachen einmischst?«

»Doch, das habe ich. Ich will dir ja auch nur beim Auspacken helfen. Ohne Hilfe scheinst du das ja nicht hinzukriegen.«

Nkem machte sich intensiv Gedanken über die Seele, denen ich nicht immer folgen konnte. Ihre eigene Wohnung war mit tausend Accessoires und zahllosen hübschen Kissen eingerichtet. Ihr mochte das helfen, aber hübsche Kissen waren irgendwie nicht meine Sache.

»Wie wäre es mit Sonntag?«

»Hm, weißt du was? Ich glaube, ich verzichte auf das Glas Wasser. Ich bin zu kaputt für so ein Gespräch.«

»Oh, Mist!«, platzte sie heraus, als sie ausgestiegen war, setzte sich dann aber wieder ins Auto und knallte die Tür zu. »Ich weiß ja, dass du müde bist, aber – *please* – könntest du nicht noch eben an der Ambulanz vorbeifahren?« Sie tippte auf die Plastiktüte, die auf ihrem Schoß lag. »Ich hab Anne versprochen, ihr eine *Gele* zu bringen. Für das Konzert morgen.«

Eine *Gele* war ein farbenfrohes nigerianisches Kopftuch, wie Nkem sie die meiste Zeit trug. Nur heute hatte sie eine Strickmütze über ihre wilden Locken gezogen. Und Anne war die

nervige Kuh, mit der sie in der Methodistenkirche Gospels sang – nein, es ergab keinen Sinn, dass Katholiken Gospels in einer Methodistenkirche sangen, aber damit hatte ich nun wirklich nichts zu tun.

Seufzend ließ ich den Motor wieder an und wendete den Wagen. »Was ich alles für dich tue.« Anne war eine wirklich gute Ambulanzschwester, das war nicht das Problem, aber ich wollte, eigennützig wie ich war, Nkem einfach nur für mich allein haben. Ich ärgerte mich ein bisschen über mich selbst, als ich schweigend zurück in Richtung Krankenhaus fuhr.

Ich parkte am Straßenrand hinter einem metallicgrauen BMW, der vor uns angehalten hatte. Aus der Beifahrertür stürzte eine schreiende Frau mit einem Kind auf dem Arm, gefolgt von einem Mann, den ich zu erkennen glaubte, obwohl ich ihn bei dem wenigen Licht nur von hinten sah. Sie rannten durch den Schneematsch auf die Tür der Notaufnahme zu.

»So was«, sagte ich betreten.

»Wartest du hier?«, fragte Nkem. »Ich gebe ihr nur kurz die Tüte.« Aber ich war bereits auf dem Weg aus dem Auto und lief, gefolgt von Nkem, über die Straße.

»Ich bin neugierig«, sagte ich, doch sie hörte mich nicht.

In der Notaufnahme standen der Mann und die Frau mit dem Rücken zu uns. Die Frau war völlig aufgelöst und schrie immer wieder: »Mein Kind ist ganz braun! Mein Kind ist ganz braun.« Anne, die uns aus den Augenwinkeln hatte kommen sehen, schlug die Decke, in die das Kind gewickelt war, zur Seite, um zu sehen, was los war. Wir hielten Abstand und beobachteten alles aus der Ferne: Anne schnappte sich das Kind und verschwand mit einem hinzugeeilten, blutjungen Arzt in einem Zimmer.

Nkem und ich standen da und starrten die Tür an. Am liebsten wären wir ihnen gefolgt, blieben stattdessen aber stehen

und rührten uns nicht. Wir sahen uns wortlos an, bis irgendwann die Tür wieder aufging, Anne uns zu sich winkte und mir zuflüsterte:

»Erik ist ein totaler Anfänger. Er hat keine Ahnung, was zu tun ist, und Dr. Glebe steckt mit seinen Händen tief in einem Unfallopfer. Kannst du nicht mal einen Blick auf das Kind werfen?«

Die Frau, die im Untersuchungszimmer stand, weinte jetzt hemmungslos. Sie wirkte jung, zerbrechlich und sehr, sehr klein. Der junge Arzt hatte sich über das schreiende Kind gebeugt, der Vater hockte auf einem Stuhl in der Ecke und hatte das Gesicht in seinen Händen vergraben. Ich schaute mir das Kind an, das nackt auf einem Baumwolltuch lag und mit Armen und Beinen strampelte. Eine grünbraune, schleimige Blase bedeckte die Brust des Kleinen. So etwas hatte auch ich noch nie gesehen. Zumindest nur auf Fotos, und das vor sehr langer Zeit.

»Was ist passiert?«, fragte ich die Mutter, die nur den Kopf schüttelte. »Keine Ahnung«, schluchzte sie. »Sie hat ihren Mittagsschlaf gemacht, und als ich sie aus dem Bett nehmen wollte, sah sie so aus.«

»Es scheint eine Brandwunde zu sein. Könnt ihr einen Brandwundenexperten hinzurufen?«, fragte ich Anne, die die Stirn runzelte.

»Sie halten das für eine Brandwunde?«, fragte der junge Arzt hektisch.

»Ich halte das für gar nichts. Auf den ersten Blick sieht es aus wie eine frische Verbrennung dritten Grades, aber das sollte wirklich einer der Experten untersuchen.« Ich sah zu dem Vater, der noch immer mit dem Gesicht in den Händen dasaß. Ich war mir nicht sicher, ob *er* es wirklich war, aber allein der Verdacht zog mir den Magen zusammen. Die alte Unruhe meldete sich.